

Peter J. Dyck *

Eine Theologie des Dienstes

Wir müssen uns davor hüten, eine falsche Schlußfolgerung aus der Tatsache zu ziehen, daß die Mennoniten offenbar keine sauber ausgearbeitete Theologie des Dienstes haben. Im Kern mag das weniger ein Mangel an theologischer Einsicht als an Artikulation und Systematisierung, zum Teil vielleicht auch nur ein semantisches Problem sein. Wenn eine Theologie des Dienstes im mennonitischen Schrifttum selten anders erwähnt wird als in gelegentlichen Äußerungen, daß man eine solche haben sollte, so wird andererseits häufig auf eine mennonitische „Philosophie des Dienstes“ hingewiesen ¹.

Eine nähere Untersuchung dieser Philosophie des Dienstes zeigt sehr bald, daß sie fast ohne Ausnahme in der Bibel, insbesondere im Neuen Testament gegründet ist. Die Voraussetzung für die Einstellung von Mitarbeitern beim Mennonite Central Committee ist ein Bekenntnis des Glaubens und die nachfolgende Verpflichtung: „Philosophie des Dienstes . . . die Hilfeleistungen des Mennonite Central Committee werden im Namen Christi getan, sie sind Antwort auf menschliche Not und auf den Ruf zur Nachfolge Christi.“ ²

Was wir eine „Philosophie des Dienstes“ nennen, ist der Versuch, die Frage nach dem „Weshalb“ zu beantworten, was stets und ohne Umschweife zur Bibel hinführt. So ist unsere „Philosophie des Dienstes“ der Versuch, biblische Wahrheiten und Einsichten in den Lebensstil des 20. Jahrhunderts zu übertragen. Von einer „Philosophie des Dienstes“ sprechen aber können wir nur, weil wir eine Theologie haben. Und diese Theologie war zuerst da. Sie durchdringt grundlegend unsere heutige „Philosophie des Dienstes“, wie wir das nirgendwo besser dargestellt finden als im *Handbook of the Mennonite Central Committee*, das sich teilweise wie ein moderner Midrasch zum Neuen Testament liest.

* Peter J. Dyck ist ein langjähriger MCC-Arbeiter, der seinen Dienst in England im Jahre 1941 begann und nach dem zweiten Weltkrieg in der Flüchtlingsarbeit fortsetzte. Nach einigen Jahren als Gemeindeprediger in Kansas, USA., kehrte er als Beauftragter ins MCC zurück. Er schreibt über praktische theologische Probleme aus jahrelanger Erfahrung. Die Übersetzung dieses Beitrages lieferte Clara K. Dyck, Winnipeg.

Mennoniten sind herkömmlich Biblizisten. Von den ersten Täufern, welche bereit waren, mit jedermann über ihren Glauben zu sprechen, vorausgesetzt, daß sie es mit offener Bibel tun durften, bis zum PAXmann, der sagt, daß er sich freiwillig für diesen Dienst meldet, weil er „Christi Lehre in Wort und Tat ganz leben will“, ist die Heilige Schrift meistens der erste und sicherlich der letzte Maßstab für Glauben und Leben gewesen.

Es ist die Eigenart der mennonitischen Christen, der Heiligen Schrift volles Vertrauen zu schenken, und dem Herrn entschiedenen Gehorsam zu leisten, wie sein Wort es verlangt. Der Schlüsselbegriff der Mennoniten ist nicht philosophische Theologie, sondern ernsthafte Nachfolge Christi, wenn notwendig, auch bis in den Tod³.

Deshalb kann die eigentliche Frage nicht die sein, ob Mennoniten eine Theologie des Dienstes besitzen, eine Frage, die mehr oder weniger das Suchen nach einer Formulierung entschuldigen soll, sondern ob unsere auf die Heilige Schrift gegründete „Philosophie des Dienstes“ in der Tat eine Theologie des Dienstes unter einem andern Namen ist. Wenn J. A. Oosterbaan sagt, „Wahre Theologie muß sich hauptsächlich mit der Wahrheit beschäftigen; oder Wahrheit muß über allen andern Erwägungen stehen“⁴, würden manche Mennoniten diesen Begriff dahin deuten, daß wahre Theologie sich hauptsächlich mit der Bibel zu beschäftigen hat; oder daß Jesus Christus, der selber die Wahrheit ist, über alle andern Erwägungen gestellt werden muß. Dies scheint die ursprüngliche mennonitische Orientierung zu sein und beschreibt aufs genaueste die theologische Begründung für den Dienst. Clarence Bauman sagt in Bezug auf die Täufer des 16. Jahrhunderts „Wahrheit war für sie damals zugleich eine Person (Christus) und ein Weg, nicht eine bloße Formel.“⁵

Dienen heißt, Gottes ewiges Lebensprinzip zu bestätigen

Matthäus sagt, „Jesus kam, nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene“ (Matth. 20, 28), was er auch mit Leben und Lehre aufs deutlichste bezeugte, was er durch die Fußwaschung versinnbildlichte und am Kreuz vollendete. Weder die Fußwaschung noch das Kreuz waren bloßer Anschauungsunterricht über Demut; sie waren Beweise für das Wirken Gottes in der Weltgeschichte. Vom Schöpfungsbericht im ersten Buch Mose an bis zur Erscheinung Jesu sind Gottes Absichten in Bezug auf Würde, Freiheit und Wert des Menschen überall deutlich. So wie das Volk Israel den Dienst übernahm, den Nichtjuden die wahre Natur und Absicht Gottes zu enthüllen, so soll der Christ des 20. Jahrhunderts durch seinen Dienst die

Menschen auf Gott, den Herrn der Weltgeschichte, hinweisen und zugleich davon zeugen, daß Gottes Wille für die Krone seiner Schöpfung, den Menschen, nicht ein reines Existieren und Vegetieren fordert, sondern wirkliches Leben. Dienen ist: den Menschen durch Wort und Tat auf Gott hinzuweisen. Während seiner dreijährigen öffentlichen Tätigkeit war Jesus völlig davon beansprucht, die Menschen auf Gott hinzuweisen und seine Jünger als Diener auszubilden. „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh. 20, 21), sagte er.

Solche theologisch biblische Perspektive läßt uns unsere Mission in der Welt genauestens erkennen. Sie erhellt die Prioritäten des Lebens.

Unsere erste Aufgabe ist, Gottes Mitarbeiter zu sein in allem, was er tut. Überzeugt davon, daß er zu der Weiterführung seiner Absichten, wie sie in der Heiligen Schrift offenbart sind, steht, ist es unsere Aufgabe, die frohe Botschaft den Armen zu verkünden, den Gefangenen zu sagen, daß sie frei sein sollen, den Blinden, daß sie sehen sollen, den Erpreßten, daß sie aufatmen und das angenehme Jahr des Herrn zu verkündigen (Lukas 4, 18-19). J. D. Graber sagt, „Es ist eine der selbstverständlichen Wahrheiten, daß es die Mission der Kirche in der Welt ist, Gottes Plan auszuführen. Welche Mission könnte es auch außerhalb Gottes Plan geben?“⁶ Und der im Ruhestand lebende P. C. Hiebert, der mehr als dreißig Jahre Vorsitzender des MCC war, folgerte im Rückblick auf sein Leben als Erzieher, Prediger und Gemeindearbeiter, daß das summum bonum des Lebens in einem einzigen Wort enthalten ist, dem Wort „dienen“⁷.

Dienen heißt Leben

Nicht, daß dienen Leben verleihen würde, der selbstlose Dienst ist nur Beweis dafür, daß Leben vorhanden ist. Das Evangelium ist frohe Botschaft, weil es eine Botschaft des Lebens ist. Es ist Gottes ewiger Ratschluß, daß der Mensch nicht sterbe, sondern lebe, und in Christus ist neues Leben möglich. Eine Nebenerscheinung des neuen Lebens in Christus ist Dienstbereitschaft als Lebensstil. Ein Mensch, der in allen seinen Beziehungen konsequent die Stellung des Dieners einnimmt, ist Zeuge des neuen Lebens. Er sucht nicht mehr über andere zu herrschen oder sie zu seinen eignen Zwecken auszunutzen, noch benutzt er seinen Dienst, um schließlich nur seinen eignen Willen durchzusetzen. Dienst ist die Reaktion des Menschen, der neues Leben in Gott gefunden hat. Es ist eine frohe und spontane Erwidernng Gott gegenüber, ein Ausdruck des Dankes für Freude, Frieden und innere Gelassenheit, die er in Christus gefunden hat.

Diese Selbsthingabe eines Menschen, in welcher Gott selber *Gegenstand* ist, und wo Gott in und durch uns unserm Bruder zugute und für unsern Mitmenschen wirkt, gibt einem Menschen das unverkennbare Gepräge eines einzigartigen christlichen Dieners⁸.

Schließlich muß jeder christliche Dienst, der wert ist, Dienst genannt zu werden, Dankbarkeit und Liebe als Fundament haben. „Wir lieben, weil er uns zuerst geliebt hat“ (1 Joh. 4, 19).

Martin Luther bestätigte die Notwendigkeit solcher Begründung zum Dienst, als er meinte, seine Stadt, Wittenberg, müßte in vier oder fünf Bezirke geteilt werden, jede mit einem Prediger und etlichen Diakonen versehen, die Verantwortung hätten zu predigen, Not zu lindern, Kranke zu besuchen, und allgemein den Notleidenden zu dienen, aber betrübt schlußfolgerte, daß die Personen für solchen Dienst nicht vorhanden seien und „darum traue ich's nicht anzufangen, solange, bis unser Herr Gott Christen macht.“⁹

Nicht alle warten, bis Gott Christen sendet, die freiwillig ihren Dienst anbieten, und viele Menschen halten weder ihren Dienst für eine Weiterführung der Arbeit, die Jesus Christus anfang, noch sich selbst für Mitarbeiter Gottes. Solcher Dienst ist nicht wertlos, aber er ist am schwächsten gerade da, wo er stark sein sollte — in seinem Fundament. Die Wurzel christlichen Dienstes liegt nicht in der Dringlichkeit einer Situation, sondern in der Buße. Wenn ein Mensch seine eigne Hilflosigkeit nicht erkennt und um Hilfe fleht, wird er schwerlich je in der Lage sein, einem andern zu helfen. Wenn er nicht empfangen hat, kann er nicht geben. Wer selbst nicht Annahme erfahren hat, ist auch nicht imstande, einem andern Annahme zu übermitteln, wenn sich dieser übergangen fühlt. Alan Keith-Lucas macht darauf aufmerksam, daß „Menschen sich nur selten helfen lassen wollen“¹⁰, eine Tatsache, die von vielen Missions- und MCC-Arbeitern bestätigt worden ist. Der Grund dafür liegt auf der Hand: Im Wege stehen Stolz, Schuldbekentnis und daß man sich einem andern Menschen anvertrauen soll.

Nur zu wahr ist, daß viele Menschen vorgeben, lernbegierig zu sein. Andre bitten nicht etwa um Hilfe, sie fordern und verlangen sie als ihr gutes Recht. Doch das, was diese Menschen unter Beteuerungen wünschen, erbitten oder gierig fordern, ist nicht wirkliche Hilfe oder Belehrung. Es ist Hilfe nach eigener Bedingung. Hilfe, die niemand zwingt, sich in irgendeiner Weise zu verändern ... Und jeder, der die Erfahrung gemacht hat, Gott um Hilfe zu bitten, mag eine kleine Vorstellung davon haben, wie schwierig dieser ganze Prozeß ist¹¹.

Und weil es so viel schwieriger ist, die Hilfe von Menschen als die von Gott zu erbitten, ist es unbedingt erforderlich, daß der Diener, der helfen möchte, nicht nur den Vorgang des gegenseitigen Helfens versteht, sondern daß er selber jemand ist, der Hilfe braucht. Wer nicht selbst durch die Schule der Buße, des Bekennens und Vertrauens gegangen ist, kann nur Scheinhilfe leisten. Die helfende Hand, die einem Bruder in Not entgegengestreckt wird, ist stark und willkommen, nicht allein weil der Empfänger sich des Verständnisses und der Einfühlung des andern gewiß ist, sondern weil beide sich der Tatsache bewußt sind, daß sie von den „ewigen Armen“ (5. Mose 33, 27) Gottes getragen werden.

Wort und Tat sind eins

In seiner Abhandlung *The Biblical Imperative for Discipleship* (Der biblische Imperativ zur Nachfolge) betont Jacob J. Enz:

Der große Fehler der modernen Christenheit ist, daß man mit offenen Armen alle kostbaren Vorteile von Christi Blut, das so freigebig für uns vergossen ward, willkommen heißt, dann aber, manchmal unwissentlich, oft geflissentlich und manchmal sogar herausfordernd die Methode verwirft, durch welche die Erlösung errungen wurde: durch lebendige, aufopfernde Liebe bis ans bittere Ende und über dieses Ende hinaus¹².

Beste mennonitische Tradition ist, solche Zwiespältigkeit nicht nur zu bedauern, sondern hinzuweisen auf die Einheit des Lebens, die betont, wie es Professor Enz so treffend tut, daß „Worte und Werke eins sind ... Leib und Seele eins sind ... Der Einzelne und die Gruppe eins sind.“¹³

Die Schriftstellen, die auf die eine oder andere Weise hierüber sprechen, sind ganz klar. „Du sollst Gott, Deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte, und von allen deinen Kräften ... und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Markus 12, 30-31). Johannes behauptet kategorisch: „So jemand spricht, ‚Ich liebe Gott‘, und haßt seinen Bruder, der ist ein Lügner“ (Joh. 4, 20). Paulus sagt: „Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben, der erkannt und gelesen wird von allen Menschen“ (2. Korinther 3, 2). Als Jesus gefragt wurde, ob er der Messias sei, antwortete er: „Gehet hin und saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret: die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt“ (Matthäus 11, 4-5).

Unsere Täufernverfahren scheinen ebenfalls klar erkannt zu haben, daß für den Jünger Wort und Tat eins sein muß.

Die Täufer konnten ein Christentum, welches Wiedergeburt, Heiligung und Liebe hauptsächlich zum Gegenstand des Verstandes, dogmatischem Glauben, oder subjektiver „Erfahrung“ machte, nicht verstehen, — Christ sein hieß für sie ein umgestaltetes Leben. Sie verlangten einen äußeren Ausdruck der inneren Erfahrung. Buße muß sich im neuen Wandel „bezeugen“¹⁴.

Mit dem Hinweis darauf, daß Jesus menschlicher Not diene, wo immer er solche antraf, und daß auch die Gemeinde, als Leib Christi auf Erden, ebenso dienen wie verkündigen muß, sagt J. D. Graber: „Sie (die Gemeinde) braucht keine formulierte Philosophie des Verhältnisses von Wort zu Tat. Sie wird sich menschlicher Not so annehmen, wie Jesus das tat“¹⁵. Es besteht jedoch immer die Versuchung, das eine zu tun und das andere zu vernachlässigen. Während wir dem Anschein nach wissen, wie das Verhältnis zwischen *kerygma* und *diakonia* sein sollte, haben wir dennoch große Schwierigkeiten, im kirchlich-öffentlichen wie im privaten Leben die beiden miteinander zu vereinen. Zuweilen — wie in Teilen Europas im 19. Jahrhundert unter dem Einfluß des Pietismus oder wie im heutigen Amerika unter dem Fundamentalismus — schwingt das Pendel dahin, auf eine „soziale Tätigkeit“ etwas geringschätzig herunterzuschauen und die Betonung auf Evangelisieren und Missionieren durch das Wort zu legen. Manchmal ergibt sich daraus eine echte Polarisierung.

Das Betonen der Tat, die menschlicher Not zu begegnen vermag, ist gerade heute notwendig, weil wir durch die Massenmedien eine wahre Inflation an Worten erleben. In vielen holländisch-mennonitischen Heimen zierte ein delftblauer Teller die Wände, mit der Aufschrift

Dopen wat mondig is
spreken dat bondig is,
vrij in 't christelijk geloven,
dadon gaan woorden te boven.

(Übersetzung:

Taufen, was mündig ist,
sprechen, was bündig ist,
frei im christlichen Glauben
Taten gelten mehr als Worte.)

Auf der andern Seite führte die Betonung eines Tatchristentums, so notwendig es auch war, dahin, daß in vielen mennonitischen Familien, wie z. B. der Familie, in der T. O. Hylkema aufwuchs, nur noch still gebetet wurde. „Meine Eltern waren Christen“, erklärte er, „aber ich habe sie nicht

ein einziges Mal beten hören.“ Die Überschrift eines MCC-Filmstreifens, „Predigten im Arbeitskittel“, will ebenfalls hervorheben, daß Taten höher stehen als Worte. Es war die lauteste und deutlichste Sprache, die Gott je „sprach“, als „das Wort Fleisch wurde und unter uns wohnte.

Obgleich das kraftlose protestantische Christentum Nordamerikas heute vorgibt, Taten hoch und Worte niedrig einzuschätzen, ist es eine Ironie, daß wir das Gegenteil feststellen müssen: bei einer Inflation an Worten sind Taten zur Mangelware geworden. Weniger Worte und mehr Taten wäre jedoch für die Mennoniten kaum die rechte Entgegnung. Ein solcher Akzent würde lediglich beweisen, daß es am elementaren Verständnis für den christlichen Zeugendienst fehlt. Das Schlüsselwort beim Zeugnis ist nicht „Tätigkeit“, sondern „Wechselbeziehung“. (Im Englischen ein Wortspiel, „not action but interaction.“) Ohne Wechselbeziehung zwischen zwei Personen ist Verständigung unmöglich, gibt es keine Hilfe für den andern und kein Zeugnis. Der Versuch, einem andern durch Pantomime zu helfen, ist sinnlos wie der Versuch, das „Wort“ ohne Worte zu vermitteln. Wollen wir dem Herrn gehorsam sein und stets mehr seine brauchbaren Diener werden, ist es gerade heute notwendig, daß wir uns umschulen und umbilden lassen für einen Dienst am ganzen Menschen, einen Dienst, der beides, Wort und Tat, einschließt. Gefragt wird nicht nur nach einer Definition der Methode und der Art der Ausführung, auch nicht nur nach dem Ort des mündlichen Zeugnisses im Hilfsprogramm. Es geht um die Frage nach der Bedeutung Jesu Christi und nach dem Platz, den er im Leben des zwanzigsten Jahrhunderts einzunehmen hat.

Véronique Laufer vom französischen Hilfswerk CIMADE fragt:

Bis zu welchem Grad ist unser Bemühen, uns dem Dienst zu weihen, nicht einfach nur ein Ausweg, die frohe Botschaft nicht unbedingt durch Worte weiterzugeben? M. E. besteht bei manchen, die diese Form des Dienstes ergriffen haben, eine große Neigung dazu, zu meinen, daß allein ihre Gegenwart als Christen unter Nichtchristen bereits genügt, um andere zum Dialog aufzufordern. Das kann vorkommen ... aber ich weiß auch, daß wir oft genug nicht bereit sind, unseren Glauben zu bekennen, wenn wir gefragt werden: Weshalb kamst du hierher? Was bezweckst du? Warum bleibst du hier?“¹⁶.

Donald Lloyd teilt die Amerikaner in zwei Gruppen, in die Lauten und die Stillen, in dem er die letzteren als freundliche, hilfsbereite, unter Umständen sogar gesprächige Personen beschreibt, von denen man jedoch nie erfährt, was sie denken und was in ihrem Innern vorgeht.

Vielleicht hat dieser Zug, Gedanken und Überzeugungen für sich zu behalten, seinen Ursprung im englisch-religiösen Dissentertum, wo die Leute ihre Bibeln und Gedanken wohl versteckt hielten und der Öffentlichkeit mit ausdruckslosem und nichtssagenden Gesichtern begegneten. Vielleicht hatte es seinen Ursprung in den amerikanischen Kolonien, wo religiöse Sektierer, müde von den Verfolgungen in Europa, schließlich Frieden fanden in einem allgemeinen Schweigen. Indem man heiklen Dingen auswich, konnte man gute Geschäfte machen¹⁷.

Ein MCC-Freiwilliger im Ausland berichtet, daß er viel freie Zeit habe, die er mit anderer Tätigkeit ausfüllen könnte, fährt dann aber fort:

Bisher habe ich kein mündliches Zeugnis abgelegt und habe auch keinen bestimmten Plan, damit anzufangen ... diese Studenten sind nicht „verlorene Seelen“, auch glaube ich kaum, daß sie mehr weiße Missionare brauchen, die ihnen *den Weg weisen*. Wenn mein Lebensstil ihnen behilflich ist, dann sollen sie ihn ruhig übernehmen — aber bitte sagt nicht, daß ich sie unterweisen soll. Davon haben sie mehr als genug erfahren¹⁸.

Reflektiert dieses Argument lediglich Widerwillen gegen ein mündliches Bekenntnis, oder ist die Kernfrage eine christologische mit dem grundlegenden Begriff des Verlorenseins und dem Anspruch Christi, der einzige Weg ins Reich Gottes zu sein? Im Gegensatz zum obigen Freiwilligen schreibt ein anderer:

Zutiefst bewußt bin ich mir, daß Gott in uns und durch uns wirken muß. Wir kehren in den Kongo zurück, ausgerüstet mit Ausbildungsvorteilen, und dem Allerbesten, was das Vorbereitungssystem zu bieten hat. Aber wenn Gott nicht mit seinem Geist durch uns wirkt, durch uns andere Menschen berührt, dann sind diese akademischen Würden und Ehren nichts als „klingende Schellen“. Wir haben ein tiefes Verlangen nach seiner Oberherrschaft und nach seiner bevollmächtigenden Kraft. Jesus ist uns Wirklichkeit, und wir wollen, daß die, mit denen wir in Kontakt kommen, an ihm teilhaben können¹⁹.

Lauerer sagt in Bezug auf die Bemühung von CIMADE, Wort und Tat in *einen* Dienst zu vereinen, daß dieses zugleich schwierig und erhebend ist, und daß sie seit Jahren versucht haben „festzustellen, was wir sind, denn wir sind weder ein Evangelisations-Verein noch eine Missionsgesellschaft, noch geht es bei uns allein um Bekämpfung von sozialer Not; wir sind alles mögliche, und wir wissen nicht, was wir eigentlich sind. Das ist es, was unser Leben so wunderbar aufregend und zugleich schwierig macht.“²⁰ Weiß das MCC, was es darstellt? Wissen unsere PAXmänner, was sie sind?

Der neue MCC-Briefkopf bescheinigt dem MCC, eine „christliche Hilfsquelle zur Stillung menschlicher Not“ zu sein. Diese Formulierung stellt Christus und den Menschen ganz in den Mittelpunkt. Viele MCC-Freiwillige würden Laufer zustimmen, daß eben dieses es ist, was ihren Dienst zugleich aufregend interessant und schwierig macht. Die Schwierigkeiten entstehen teilweise aus einem veralteten und vielleicht unbiblischen Missions- und Evangelisationsbegriff, wie es denn auch John H. Yoder in seinem Büchleins AS YOU GO (Wo Du gehst) darstellt.

Die Schwierigkeiten kommen aber auch aus den bestehenden Organisationsstrukturen: Missionsleitungen einerseits und MCC andererseits. Die Missionsleitungen sind verantwortlich dafür, „Seelen zu retten“ und Gemeinden zu gründen, das MCC trägt die Verantwortung für den Dienst am leiblichen Menschen. Menschliche Nöte kann man nicht getrennt ansteuern, und zusehends wird klarer, daß

Offensichtlich mehr unternommen werden muß auf dem Gebiet einer gemeinsamen Anstellung von MCC-Mitarbeitern, was dadurch geschehen könnte, daß

- a) Die Missionsleitung einen Mitarbeiter ins MCC-Team entsendet . . .
- d) COMBS einen MCC-Mitarbeiter für geistliche Belange und Gemeindegründung bestimmt, der die Funktion der Mittelsperson erhält, um COMBS auf dem laufenden zu halten²¹.

Manche Schwierigkeit entsteht dadurch, daß die Freiwilligen oftmals mangelhaft und einseitig vorbereitet werden. Wir müssen es nun einmal offen zugeben, daß wir unsere mennonitische Jugend schlecht vorbereiten für einen Dialog und für die Begegnung mit Nicht-Mennoniten und Nicht-Christen. Obwohl wir es einsehen, wie Urie Bender sagt, daß „Mission grundsätzlich im persönlichen Rahmen und in individueller Begegnung“ stattfindet, und daß „der Auftrag Christi, wie immer er auch aussehen mag, keine andere wesentliche Dimension hat“²², sind wir doch schlecht darauf vorbereitet, unsern Glauben in nichtkirchlicher Sprache und außerhalb des Gottesdienstes zu artikulieren.

Wir befinden uns immer noch in einem Getto, wenn wir auch die Isolierung in unseren Farmen durchbrochen haben, den Colleges und Universitäten zuströmen und um die Welt fliegen. Ein einziges Beispiel soll dies illustrieren: Algerien ist ein mohammedanisches Land, in dem organisierte Evangelisation und Proselytismus gesetzlich verboten sind. Es besteht jedoch kein Gesetz, das ein persönliches, informelles, mündliches Zeugnis verbieten würde, man darf seinen Glauben ungezwungen in gelassener as-you-go-Art

an andere weitergeben. Was also Algerien anbelangt, besteht keine Problematik, wohl aber ist es ein Problem für manche mennonitischen jungen Männer und Frauen, die dort als Lehrer, Landwirte, Ärzte und Techniker arbeiten. Dazu muß gesagt werden, daß es sich um vorbildliche junge Menschen handelt, die ihren Dienst gern und in christlicher Hingabe und Nächstenliebe verrichten. Es besteht auch gar kein Zweifel daran, daß sie wiedergeboren sind. Aber sie kommen eben aus nordamerikanischen Gemeinden, in denen die Verkündigung von „Religion“ größtenteils auf die Kanzel, Sonntagsschule, Bibelstunde und Gebetsversammlung beschränkt ist — kurz auf mehr oder weniger formelle Versammlungen. So haben sie weder Übung noch Erfahrung im Bekennen ihres Glaubens außerhalb dieser bekannten Strukturen.

Angenommen, die algerische Regierung würde jegliche Einschränkungen hinsichtlich Proselytismus aufheben, so ist mit großer Sicherheit anzunehmen, daß sich sehr wenig ändern würde in Bezug auf mündliches Zeugnis und Zwiegespräche unserer Arbeiter mit den Mohammedanern. Sie haben so wenig Gelegenheit gehabt, durch Beobachtung zu lernen, wie man in einer entspannten und informellen Art über Christus und den persönlichen Glauben in täglicher Unterhaltung und Zwiegesprächen plaudert. Vielleicht würden sie versuchen, eine Sonntagsschule zu organisieren oder einen Gottesdienst nach amerikanischem Modell, wie sie ihn kennen, abzuhalten, nur um dabei entdecken zu müssen, daß diese Methode auf das unerrettete Ausland ebensowenig eine Wirkung ausübt wie auf das Zuhause in Amerika. Vielleicht würden sie auch ganz direkt und ungeschickt versuchen, ihr Zeugnis so an den Mann zu bringen, daß sie simpel fragen, ob man gerettet und bekehrt sei, um zu erfahren, daß man in Algerien ebensowenig auf ein Klischee reagiert wie in Nordamerika, und daß niemand daran interessiert ist, sich mit einem Menschen zu unterhalten, der eine Maske trägt.

Doch es gibt Ausnahmen. Marian Hostetler, ausgesandt von Mennonite Board of Missions und eng mit dem MCC in Algerien verbunden, spricht aus jahrelanger Erfahrung sowie inneren Kämpfen und tiefem Nachdenken über die Rolle eines Missionars in einem islamischen Land:

Der einzige Unterschied zwischen Menschen, die wir gewohnheitsmäßig „Missionare“ nennen, und den andern Christen ist, daß die sog. Missionare ihr christliches Leben in einem andern Kontext und anderer Umgebung leben als dem, in dem sie geboren wurden und aufwuchsen. Gewöhnlich ist in der Umgebung und dem Kontext das Christentum verhältnismäßig unbekannt oder wird mißverstanden. Auch ist die neue Umgebung meistens in einem Entwicklungsland, in dem mehr physische und wirtschaftliche Not herrscht als im Heimatland des „Missionars“.

Der ‚Missionar‘ muß eine berufliche Ausbildung haben. Seine Aufgabe im neuen Land besteht darin, daß er seinen Beruf ausübt und damit beiträgt zur Entwicklung des Landes und seiner Menschen, beiträgt zur Linderung der Not dieser Menschen, und daß er nach Möglichkeit der örtlichen Gemeinde in ihrem Gottesdienst und der Ausstrahlung des Evangeliums dient. Er ist Laie, der sich von Laien in seiner Heimatgemeinde nur darin unterscheidet, daß er zusätzliche Probleme hat, Menschen mit anderer Sprache, anderer Kultur zu verstehen. Auch hat er zusätzliche Verantwortung dadurch, daß er Christus und das Christentum andern Menschen, die vielleicht keinen anderen Maßstab als sein Vorbild haben, vorzuleben hat. In Ländern, wo eine starke und wachsende Gemeinde besteht, mögen ‚Missionare‘ von dieser Gemeinde ernannt oder berufen werden zu vollamtlichem Dienst, genauso wie in den Heimatgemeinden vollamtliche Personen eingesetzt und entlohnt werden.

Ich bin ausgebildete Lehrerin, folglich glaube ich, daß meine Rolle als Missionarin mir abverlangt, daß ich als Lehrerin für die algerische Regierung arbeite, ebenso wie ich es für die Erziehungsbehörde in Orrville, Ohio, tun würde, und beizutragen habe zum christlichen Gemeindeleben in Constantine, so wie ich beitragen würde zur Oak Grove Mennonitengemeinde in Ohio. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, und mit meiner Definition eines ‚Missionars‘, sehe ich keinen Konflikt oder Unterschied zwischen Missionar und Lehrer. Es stört mich nicht, daß ich in der Schule hier nicht predigen darf, ebensowenig wie es mich stören würde, daß ich in den öffentlichen Schulen in den USA nicht predigen darf.

Das Problem besteht in der Schwierigkeit, die wir alle als Christen haben, ob wir in Orrville oder Constantine sind, solche Christen zu sein, da wo wir sind, wie Jesus Christus es haben möchte, andere Menschen und ihre Nöte wahrzunehmen, damit er uns brauchen kann, durch unsere Gebete, Worte oder Taten ihnen zu helfen. Es ist Raum und Bedarf da für alle drei²³.

Es ist Marians Anliegen, daß wir wirklich offen dafür sein möchten, uns von Gott in allen drei Bereichen — Gebet, Wort und Tat — brauchen zu lassen, sie sagt abschließend: „Folglich glaube ich, daß die Konflikte nicht in den Rollen von Lehrer und Missionar liegen, sondern darin, daß wir es Christus gestatten, uns zu helfen, solche Christen zu sein, wie wir sein sollten. Dieses Problem besteht überall.“

Solcher Standpunkt vertritt die Ganzheitsmethode von *kerygma* und *diakonia*, die einen Zwiespalt zwischen Dienst und Mission nicht duldet. Doch gibt es Christen, die solche Verschmelzung nicht akzeptieren und einen Dienst nicht als Mission anerkennen. Die Tradition der Jahrhunderte ist nicht leicht zu brechen, und das Denken in Zertrennung hält an trotz mancher ermutigender Zeichen eines neuen Bewußtseins und neuer Einsichten im Gedankenaustausch über das Evangelium.

Leighton Ford, mitarbeitender Evangelist in der Billy Graham Evangelistic Association, sagte letzten September auf der Tagung des USA Evangelisations-Kongresses in Minneapolis. „Evangelisation muß Liebe sein, mit Fleisch drauf.“ Dabei verwies er auf William Wilberforce als das Vorbild eines Christen, in dessen Herzen Gott das brennende Verlangen entzündet hatte, die Sklaverei abzuschaffen. „Wilberforce begab sich auf einen Feldzug, das Übel auszurotten, nicht nur durch Verkündigung des Evangeliums, sondern auch durch heftige Debatten und politische Tätigkeit.“²⁴ Ford setzt hinzu, daß „solche Tätigkeit nicht mit Evangelisation verwechselt werden, jedoch auch nicht davon getrennt werden sollte.“²⁵

Die Idee, daß soziales Engagement in Bezug auf die Sklaverei nicht von Evangelisation zu trennen ist, ist eine neue, doch ermutigende Haltung für viele amerikanische Christen. Leslie Newbigin sagt:

Die Verkündigung des Evangeliums und der Dienst an den Menschen sind gleicherweise authentischer und notwendiger Bestandteil kirchlicher Verantwortung. Jedoch ist keines Ersatz für das andere. Wie groß der Dienst und wie gewandt und großzügig er auch sein mag, ist er dennoch kein Ersatz für das ausdrückliche Zeugnis von Jesus Christus ... Umgekehrt wird dieser Name aber ohne jeden Inhalt verkündet, wenn der, der ihn ausspricht, nicht gewillt ist, sich ehrlich und realistisch mit den Problemen seiner Zuhörer zu befassen.²⁶

Welche Beziehung zwischen sozialer Tätigkeit und Evangelisation oder Mission bestehen sollte, darüber gehen die Meinungen vieler Christen auseinander. W. A. Visser 't Hooft sagt:

Unglücklicherweise machten und machen die christlichen Kirchen noch heute häufig den Eindruck, als ob *diakonia* faktisch eine beiläufige Aktivität wäre, ein Instrument zur Ausbreitung evangelistischer, missionarischer Tätigkeit. Ein großer Teil des Mißverständnisses zwischen Kirche und moderner Welt ist auf diese Tatsache zurückzuführen. Die Welt will nicht glauben, daß Christen wahrhaft selbstlosen Dienst verrichten können und sich der Menschen als Menschen — nicht als potentieller Glieder der Kirchen — annehmen.²⁷

Lewis B. Smeds sagt: „Es ist vom Christen aus gesehen nicht anständig, ... soziale Anliegen als Köder zu benutzen, um dem wahren Evangelium Gehör zu verschaffen.“²⁸

Visser 't Hooft betont nachdrücklich, daß *diakonia* ihre alleinige Rechtfertigung im Leben und im Sterben Christi findet und keiner sonstigen bedarf.

Sie war die Natur seiner Existenz, seines Lebensstils. Sie war auch der Weg, auf dem er seine Jünger aufforderte, ihm nachzufolgen . . . Deshalb darf das Angebot des Dienstes nie davon abhängig gemacht werden, daß der Empfänger gewisse Bedingungen erfüllt. Er ist des Dienstes allein deshalb wert, weil Christus sich mit ihm identifiziert hat, für ihn litt und starb. Solchen Dienst ohne Berechnung und ohne Gegenleistung ist es, den der König im Gleichnis vom Jüngsten Gericht segnet (Matth. 25) ²⁹.

Diese Aussage ist von unüberschätzbarer Wichtigkeit. Vor einiger Zeit traf ich folgende Feststellung:

Jesus selber ist das beste Beispiel für Dienst ohne Hintergedanken. Sicherlich war die Menschwerdung kein taktisches Manöver, um Menschen für Gott zu gewinnen. Jesus gab sich selbst bedingungslos hin, unabhängig von der Reaktion der Menschen, damit andere leben konnten. Er wußte, daß Menschen weder Wohltätigkeit noch Mitleid suchen, daß sie nicht einmal Brot und technische Hilfe suchen, jedenfalls nicht an erster Stelle. Damals wie heute ist das große Verlangen der Menschen, daß man sie annimmt, wie sie sind, daß man sie in ihrem innern Wesen bestätigt. Ein jeder in seiner eigenen Art sehnt sich nach Identität, nach Erfüllung und nach wahrer Menschlichkeit. Jesus erkannte und befriedigte dieses Sehnen. Und niemals hat er sie in ihrer Hilflosigkeit und Bedrängnis übervorteilt. Dienst, der den Wert und die Würde eines Menschen anerkennt, wird sich nie herablassen, einen andern Menschen auszubeuten, schon gar nicht, um ihn für Christus zu gewinnen. Es ist einfach ein weiterer Fall, wo der Zweck die Mittel nicht heiligt noch rechtfertigt ³⁰.

Im *Church Growth Bulletin* vom November 1969 bat Dr. McGavran um eine Erklärung, die ich ihm wie folgt gab:

Wir sind uns darüber einig, „daß es falsch ist, wenn man einer Mutter, deren Baby weint, weil ihm Trockenmilch fehlt, sagt, ‚Wir geben Ihnen Milch unter der Bedingung, daß Sie Christ werden.‘ Aber ich stimme dem zu und könnte es nicht freimütiger tun, daß ein Christ, indem er der Mutter Pulvermilch reicht, so sagen könnte: „Meine Schwester, ich gebe Ihnen vorläufige Hilfe. Ich gebe sie sehr gern, aber würden Sie gestatten, daß ich Ihnen und Ihrem Baby Dauerhilfe verschaffe, nämlich das ewige Leben durch den Glauben an Jesus Christus.“

Es gibt auch noch eine dritte Möglichkeit: man sagt nichts zu der Frau, die die Trockenmilch empfängt, weil man ihr vorenthalten will, daß die Milch in Wirklichkeit ein Köder ist. Man ist im Grunde genommen nicht sehr darum bemüht, Not zu lindern, oder sich des individuellen Menschen anzunehmen, wie Jesus sich der Menschen annahm. Diese dritte Position ist so unterschiedlich von der ersten, wie Köder von Bestechung. Wenn Bestechung unmoralisch ist, so wird sie doch mit dem Wissen und der Zustimmung des Beteiligten durchgeführt, aber jemanden hinters Licht zu führen, ist viel verächtlicher, weil es auf listige Weise den andern ohne sein Wissen und ohne Zustimmung ausbeutet. Vorerst ist es lediglich

die Absicht, die nichtsahnende Frau in die Schlinge zu bekommen, ihre Not und Verlegenheit dahin auszunutzen, sie später zu „fangen“. In meinem Zitat hätte ich vielleicht die Worte „taktisches Manöver“, unterstreichen sollen, um deutlicher herauszustellen, welche Bedeutung ich ihnen beilegte. Ich sagte dort: „Sicherlich war die Menschwerdung kein taktisches Manöver, um Menschen für Gott zu gewinnen“, so kann auch der Christ kein wahrer Jünger sein, wenn er die von Christus begonnene und ihm aufgetragene Arbeit auf Erden in einer Art von „taktischem Manöver“ weiterführt. Diese zwei Worte sind der Militär- und Marine-Sprache entnommen und beziehen sich auf Truppen und Schiffe, die im Kampf durch List versuchen, den Feind zu übervorteilen und zu überlisten. Nach Webster meint „taktisch“ irgendein „gewandter Anschlag oder Trick, um das gewünschte Ziel zu erreichen“. Er sagt, „Manöver“ bedeutet die Ausführung einer militärischen oder schiffstaktischen Handlung in einer Weise, daß daraus Vorteile in Angriff oder Abwehr entstehen. Offensichtlich geht es dabei um List und Betrug wie z. B. bei Josua (Kap. 8), als er die Stadt Ai durch gewandte taktische Manöver eroberte. Es war ein „taktisches Manöver“, daß ein Teil seiner Truppen sich besiegt stellte und floh, was zur Folge hatte, daß die Stadtbewohner die Tore der Stadt öffneten, hinausliefen, um den Feind zu verfolgen, nicht ahnend, daß der andere Teil von Josuas Truppen aus ihrem Hinterhalt sie in diesem Moment überfallen und besiegen würde. Ich wollte damit ausdrücken, daß im christlichen Dienst und Zeugnis kein Raum ist für taktisches Manöver, kein Raum für Lockmittel oder Köder, kein Raum für geschickte Kunstgriffe und Tricks, kein Raum für ein Überfallen der Armen und Hilflosen, auch nicht, um ihnen das Evangelium zu bringen. Sobald sie entdecken, daß sie manipuliert und überlistet worden sind, ja daß sie in Wirklichkeit gar nicht als individuelle Menschen geachtet und geliebt werden, sondern daß es darum geht, ihnen unsern Glauben aufzudrängen, werden sie uns hassen und sich mit Recht gegen uns wenden. Leider wenden sie sich nicht nur gegen uns, sondern — was unendlich tragischer ist — auch gegen den Christus und das Evangelium, in dessen Namen wir sie durch taktische Manöver zu gewinnen dachten.

Ein Christ dient, weil es seine Bestimmung verlangt. Er hat dabei keine „listigen Hintergedanken“. Gott hat ihn „errettet von der Obrigkeit der Finsternis und hat ihn versetzt in das Reich seines lieben Sohnes“. Der Wunsch, andern zu dienen, ist einfach Teil unserer neuen Natur. Dieser Dienst unterscheidet nicht zwischen Wort und Tat, zwischen „kerygma“ und „diakonia“; er ist nicht zerteilt, sondern ganz und total, so umfassend wie der Menschen Nöte und Gottes Liebe. In solchem Dienst fließen Brot und Brot des Lebens zusammen, sie werden eins, so wie Leib und Seele lebenslang zusammengefügt sind und Christi eigener Dienst keinen Zwiespalt duldet. So zu dienen in Wort und Tat ist Beweis dafür, daß wir eine „neue Kreatur“ sind, daß wir das angefangene Werk Christi in seinem Namen und in seinem Geist und zu seiner Ehre weiterführen.

Dienst befaßt sich mit Ursachen; er dringt zur Wurzel des Problems

Während der Christ auf jeder Ebene der Not dient, ist er doch nie recht zufrieden, bis es ihm gelingt, das Übel an der Wurzel zu packen. Ein Wort, das die Ursache der Not treffend beschreibt, heutzutage aber nur ungern gebraucht wird, ist der Begriff „Sünde“. Nicht daß immer eine unmittelbare und offensichtliche Beziehung zwischen einem bestimmten Problem und der Sünde bestehen müßte, aber Sünde ist überall im Spiel, man muß immer mit ihr rechnen, sowohl im persönlichen wie im öffentlichen Leben. Der Krieg veranschaulicht das in beiden Bereichen. „Woher kommen Streit und Kämpfe unter euch? Kommt's nicht daher: aus euren Lüsten, die in euren Gliedern streiten?“ (Jak. 4, 1).

Es wäre jedoch unrealistisch und naiv zu meinen, man könne das Kriegsprogramm im persönlichen und privaten Bereich lösen. Daß es auch im öffentlichen und strukturellen Bereich angegangen werden muß, wurde mir während mehrerer Unterhaltungen mit dem Gesandten von Nordvietnam in Algerien erneut klar. Er schätzte die Hilfsbereitschaft der Mennoniten und das Angebot, seinen Landsleuten zu helfen, betonte jedoch aufs dringlichste, daß die größte Hilfe, die wir anbieten könnten, die sei, im Kriegsministerium des amerikanischen Pentagons eine Sinnesänderung zu schaffen. Er war der Ansicht, daß unsre Aufgabe nicht so sehr in Hanoi als in Washington liege, nicht im Wunden-verbünden bestehe, sondern unseren Einsatz in Washington erfordere, damit Amerika aufhöre, mehr und mehr Wunden zu schlagen. Es schwächt die Wucht seines Arguments nicht, wenn wir meinen, „dies sollte man tun und jenes nicht lassen“ (Matthäus 23, 23). Dasselbe gilt auf vielen Gebieten menschlicher Not. Nicht alle Probleme können auf der persönlichen und individuellen Ebene gelöst werden. Viele Menschen in mannigfaltigen Nöten sind Opfer bestimmter Umstände, und wir können ihnen kaum helfen, es sei denn, wir gehen auf den Grund ihrer Leiden. Der Versuch, die kanadischen Immigrationsgesetze und ihre Durchführung zu verstehen und abzuändern, mag als ein Beispiel gelten. „Wir entschuldigen uns nicht ob dieses Versuchs, denn wir glauben, daß die Untersuchung, die wir zur Zeit durchführen, es Mennoniten und andern Christen Canadas ermöglichen kann, einen Schritt weiter zu kommen in der Richtung, unsern Nächsten in seiner Not zu behandeln wie uns selbst.“³¹ Bis zur Wurzel des Problems „Gastarbeiter“ durchzudringen, wäre als weiteres Beispiel zu nennen. Mennoniten haben bisher sehr wenig in dieser Hinsicht getan.

Auf die Wurzel eines Problems zu gehen, mag zuweilen das gerade Gegenteil von dem erfordern, was auf der Hand liegt, was insbesondere auf die

Länder der dritten Welt zutrifft. Oft stürzt sich der Christ des Westens in die Aufgabe, jenen Menschen bei der Lösung ihrer Probleme zu helfen, indem er sich auf ein bestimmtes Gebiet — Bildung, Landwirtschaft, Gesundheit, Unglaube — konzentriert. Wenn dabei auch nicht wenig herauskommen mag, so fragt er sich doch, weshalb kein echter Durchbruch erfolgte, keine wesentliche Veränderung im Leben der Gesellschaft bemerkbar wurde. Wir möchten die Ursache vielleicht darin sehen, daß faktisch nichts getan wurde, um das Klima der Gesellschaft so zu verändern, daß die Menschen in ihrer Ganzheit gesehen und angesprochen, ihnen unter diesem Aspekt gedient wurde.

Im Interesse ihrer Heimat Indien spricht Dr. Somascekahre, wenn sie meint: „Heute versteht man das Evangelium des Heils für die gesamte Gesellschaft, in welcher der Einzelne zwar von Bedeutung, aber nur ein Teil davon ist.“³²

Im Jahre 1949 begann das MCC seinen Dienst in Taiwan unter der Gebirgsbevölkerung. „Sie wurden zuweilen die Wilden, Ureinwohner oder der Volksstamm genannt, und früher waren sie als Kopfpjäger in Formosa bekannt.“³³ Was hier geschah, mag als Beispiel dienen für einen Dienst am ganzen Menschen, Dienst, der die ganze Not und ganze Situation berücksichtigte. In Bezug auf die Arbeit der „Klinik auf Rädern“ liegt nachstehender Bericht aus dem Jahre 1957 vor:

Wir besuchten 45 Dörfer. Wir untersuchten und behandelten 6 210 Menschen mit verschiedenen Krankheiten — Augen, Parasiten, Verdauungsprobleme, Tuberkulose, Hautentzündung, Lungen- und Atemnot, Rheuma, Anämie, Vitaminmangel, Ohr und Nase, verbanden wo notwendig, usw., ... Unser Team besteht meistens aus einem Arzt, einem Zahnarzt oder Zahnarzt-Assistenten, Kranken- oder Pflegeschwester, einem Prediger oder Evangelisten und einem Teamleiter. Der Prediger ist meistens der Dolmetscher, aber er hilft auch beim Austeilen der Medizin. Der Teamleiter hilft wo immer notwendig medizinisch und geistlich, er ist der Fahrer und besorgt das Geschäftliche.“³⁴

Es ist ein erregender und fruchtbarer Dienst gewesen. Menschen wurde und wird noch heute, auf jedweder Ebene — von Lebensmitteln und Kleidern bis zur medizinischen und geistlichen Not — geholfen. Es verschmilzt alles harmonisch ineinander, wie auch ein Brief vom MCC-Büro in Akron in einem Atemzug über Literatur, Lebensmittel, Kleider und Kinderwohlfahrtspflege spricht und als selbstverständlich berichtet, daß „Mittel vorhanden sind für den Ankauf von Bibeln und religiöser Literatur für euren Gebrauch.“³⁵ Auch sollte es niemand überraschen, wenn ein MCC-Arbeiter,

der — wie einige meinen — nur Brot aus Mehl und nicht das Brot des Lebens austeilte, berichtet:

Etwas Neues ist zu meinem bereits vollen Tätigkeitsbereich hinzugekommen: nicht weniger als drei Rundfunkprogramme in jeder Woche. An den Dienstag- und Donnerstag-Abenden unterrichte ich Bibel, und am Samstagabend spiele ich Platten, religiöse Musik und Gedichte. Ich meine, daß die Vorbereitung dieser halbstündigen Programme ein gewaltiges Unternehmen ist, und hoffe, mein Vorrat an Platten gleicht dem nie versiegenden Ölkrug ³⁶.

Vielfach ist Furcht die Wurzel des Problems. Die Erkenntnis, daß Furcht den Menschen davon abhält, sich zu ändern, ist eine der elementarsten Einsichten des christlichen Dieners.

Eben diese Furcht hindert die Leute daran, das zu tun, was uns der gesunde Menschenverstand gebietet und was notwendigst getan sein sollte. Diese Furcht ist es, die Menschen stur macht, feindselig, schwach und stumpfsinnig — und welche Worte immer solche Paralyse beschreiben. Es ist durchaus möglich, daß manche Menschen die rechte Entscheidung aus Unwissenheit nicht treffen können. Aber das Kernproblem ist selten Mangel an Kenntnis, sondern die Furcht, seine Kenntnis anzuwenden. Der Mensch, von dem man meint, daß er „mit seinem niedrigen Lebensstandard zufrieden ist“, ist es oft keineswegs. Er fürchtet sich, etwas zu unternehmen, um seiner Unzufriedenheit abzuweichen, weil er Angst hat, das bißchen Zufriedenheit, das er noch hat, zu verlieren ³⁷.

Auf den Kern des Problems zu gelangen, mag unendlich schwierig, langsam entmutigend und zuweilen sogar gefährlich sein für den, der es versucht. Aber es muß sein, es gehört zum Marschbefehl unseres Herrn. Wenn die Gemeinde Christi sich ihm in diesem Stück versagt, wie sie es so oft getan hat, könnte eine gewaltsame Revolution versuchen wollen, tiefgewurzelter Ungerechtigkeit zu Leibe zu gehen.

Dienst sucht sich zu vervielfachen

Vermehrung ist ein Grundgesetz des Lebens. Die befreiende Erfahrung des Dienstes ist keine Ausnahme. Ein Freiwilliger sagt es dem andern: „Mensch, dies ist wirklich Leben!“ Die Anwerbung anderer geschieht nur zum Teil unter dem Eindruck der überwältigend großen Aufgaben, zum andern Teil geschieht sie aus der reinen Freude an der Entdeckung, daß sein Leben zu verlieren, um es zu gewinnen, persönlich wie in der Bruderschaft, ein wirklich gewaltiges Erlebnis ist. Solche Begeisterung ist jedoch nicht immer willkommen, sie kann sogar das Gegenteil bewirken. Freilich ermutigt der Hebräerbrief die Christen mit den Worten: „Reizet einander zur Liebe und zu

guten Werken“ (Hebräer 10, 24), aber was geschieht, wenn der Bruder wirklich im modernen Sinne des Wortes „provoziert“ wird? Was geschieht, wenn er den Versuch des Provozierens, oder mit einem andern Wort ausgedrückt, des „Anspornens“ zu guten Werken als Druck und Aufdringlichkeit empfindet? Eine kurze Untersuchung des Werdegangs der MCC-Tätigkeit in Europa während der vergangenen 25 Jahre, und insbesondere die Versuche, europäische Mennoniten in den Bereichen des Hilfswerks und Freiwilligendienstes anzuspornen, dürfte aufschlußreich sein.

Seit dem Jahre 1945 sind Nordamerikanische Mennoniten durch das MCC in Europa tätig³⁸. Man kann diese 30 Jahre in vier Perioden einteilen: 1. von 1945 bis 1950 lag die Betonung auf Hilfswerk und Flüchtlingsfürsorge. 2. 1950 bis 1960 sah das Entstehen verschiedener Unternehmen und Organisationen wie Bienenberg Bibelschule, Agape-Verlag, Kinderheime, Trainee und Freiwilligendienst, Eirene — Internationaler Christlicher Friedensdienst, u. a. m.; 3. 1960 bis 1967 war eine Zeit, in der das MCC erhebliche Anstrengungen machte, europäische Mennoniten für gemeinsamen Dienst und Hilfswerk zu gewinnen; 4. 1967 bis zur Gegenwart wird zu einer Zeit entspannter Zwischen-Beziehungen, in der die Initiative entschieden in den Händen der Europäer liegt. Die erste Periode der massiven Lebensmittel- und Kleiderverteilung, der Bearbeitung und Umsiedlung der Flüchtlinge ist allgemein bekannt, sie ist in Dokumenten festgehalten und von europäischen Mennoniten wie Nicht-Mennoniten sehr gewürdigt worden. Viele, oder gar die meisten der Organisationen und Unternehmen, die während der zweiten Periode entstanden, bestehen noch heute und tragen Frucht. Ihre Bedeutung im kirchlichen Leben der europäischen Bruderschaft kann schwerlich überschätzt werden. In der dritten Periode wurde das Verhältnis zwischen nordamerikanischen und europäischen Mennoniten getestet und geprüft. Die europäischen Mennoniten nahmen keine Hilfe mehr in Anspruch, sie waren jetzt imstande, anderen Menschen in ihrer Not, insbesondere in der Dritten Welt, beizuspringen, indem sie ihre Spenden aus Geld und Sachgut sowie ihre Mitarbeiter hauptsächlich über das MCC leiteten. Sie waren jedoch nicht in der Verwaltung der Programme beteiligt und trugen auch keine Verantwortung für die Entscheidungen, die getroffen werden mußten. Auch waren sie sich nicht einig darüber, wie stark diese Tätigkeit werden sollte; einige taten viel, andere taten weniger oder nichts. Außerdem bestand für das MCC ein äußerst schwieriges Verwaltungsproblem dadurch, daß es sich in allen Dingen mit sechs Konferenzen in vier verschiedenen Ländern zu verständigen hatte. Um diese Situation zu beheben, wurde vorgeschlagen, alle europäischen Mennoniten und das MCC

in einem Hilfswerk zu verbinden. Nach unzähligen und manchmal schwierigen Besprechungen wurde im Januar 1963 das *Diakonierwerk der Mennoniten* (DWM) geboren, jedoch mit einem bedeutenden Nachteil: die holländischen Mennoniten weigerten sich beizutreten. Das Ende des DWM war deshalb nur eine Frage der Zeit.

Als es klar wurde, daß eine Zentralisierung unmöglich war, beschloß das MCC im Juli 1966, sein europäisches Büro in Frankfurt zu schließen und fortan in dezentralisierter Weise die Verbindung mit den verschiedenen Konferenzen und Gruppen direkt aus Akron, Pennsylvania, aufrechtzuerhalten. Vor allem durch die Initiative der holländischen Mennoniten wurde im Mai 1967 die Internationale Mennonitische Organisation (IMO) ins Leben gerufen und das MCC gebeten, nahe Beziehungen zu ihr zu unterhalten.

Die Prognose für IMO ist jedoch nicht sehr ermutigend. Die französischen und schweizerischen Mennoniten sind zur Zeit noch nicht beigetreten, und die holländische Bruderschaft, bei weitem die größte der sechs europäischen mennonitischen Konferenzen, ist scheinbar mehr daran interessiert, interkonfessionell innerhalb Hollands als international mit den verschiedenen europäischen Mennoniten zusammenzuarbeiten.

Während dieser Zeit überprüfte das MCC beständig seine „Philosophie des Dienstes“ und rang um Klarheit ihrer biblisch-theologischen Grundlage. Das MCC reagierte positiv auf die Bitte, in Europa zu bleiben, auch wenn eine materielle Hilfe nicht mehr nötig war. „Da unsre europäischen Brüder den amerikanischen Mennoniten gegenüber den Wunsch für weitere Zusammenarbeit, auch über materielle Hilfe hinaus, geäußert haben, sollten wir unsere Verantwortung erkennen, auch weiterhin nach Wunsch und Bedürfnis Hilfe zu leisten.“³⁹ C. N. Hosteter Jr. wies auf die Notwendigkeit hin, den Wunsch der europäischen Bruderschaft bezüglich der Art und Struktur zukünftiger Zusammenarbeit zu hören⁴⁰.

Das MCC war bereit, seinerseits die verschiedensten Muster und Modelle administrativer Strukturen der Zusammenarbeit zu erwägen.

Es wurde vorgeschlagen und angenommen ... b) daß wir mit unsern europäischen Brüdern in Zukunft wie in der Vergangenheit eng zusammenarbeiten, c) daß wir einer noch engeren Zusammenarbeit auf verschiedenen Gebieten und möglicherweise durch neue Strukturen in der Zukunft entgegenschauen?⁴¹

Das MCC hatte den Versuch des Anspornens unternommen. War solches Provozieren oder Anspornen vielleicht unbrüderlich? War es gar eine Art

von „geistlichem Kolonialismus“? Hätten die nordamerikanischen Mennoniten auf unbestimmte Zeit — wie manche Europäer das gerne gesehen hätten — der Apparat werden sollen, durch den Spenden und Mitarbeiter geschickt wurden, der aber für Beschlüsse, Programme und Finanzierung keine Mitverantwortung zu tragen hatte? Einander zu Liebe und guten Werken zu provozieren oder anzuspornen ist gewiß biblischer Befehl, erfordert jedoch viel Liebe und Geduld. Daneben sind Einsicht, Urteilsvermögen, gesunder Zwang und gesunde Anstrengung ebenso notwendig wie das Erkennen von Grenzen, die nicht überschritten werden dürfen, ohne daß nachteilige Ergebnisse verursacht werden.

Die europäischen Brüder bestätigen wiederholt, daß sie während der vergangenen 20 Jahre an manchen Stellen von den amerikanischen Brüdern durch die Art und Weise, in der diese ihr Programm durchführten, unter Druck gestellt wurden. Zur selben Zeit gaben sie dankbar zu, daß sie angespornt wurden durch ein erweitertes Blickfeld (wörtlich: „they have been challenged by growing vision.“)⁴²

Dienst heißt, eschatologische Hoffnung sichtbar machen

Für den Christen erhält das Leben erst dann Sinn und Inhalt, wenn er glaubt, daß Christi Leben und Tod, Auferstehung und Wiederkunft zuverlässige Perspektiven der Geschichte sind.

Christen haben große Hoffnung. Das Evangelium gibt ihnen einen Weitblick über die Gegenwart hinaus. Unsere Hoffnung ist auf den wiederkehrenden Herrn gerichtet. Er wird eine neue Menschheit, ohne Leid und Schmerz, schaffen.

Weil wir Gottes Ziel kennen, sind wir offen für die Zukunft. Wir nehmen auf uns die Hoffnung und das Bemühen, ein glückliches Leben und eine bessere Zukunft für Menschen unserer Zeit zu schaffen. Unsere große Hoffnung schließt die Verantwortung ein für die zukünftige Entwicklung der menschlichen Gesellschaft in dieser Welt, für säkulare Pläne und Ziele, für die nächsten Schritte und die darauf folgenden.

... Erst dann ist die Kirche wahr und echt, wenn sie ihrem Herrn, der sie ruft und in verantwortungsvollen Dienst sendet, gehorsam ist⁴³.

Diesen „verantwortlichen Dienst“ haben wir bereits mit „Ganzheitsmethode“ bezeichnet und darauf hingewiesen, daß er beides, *diakonia* und *kerygma*, einschließt. Christliche *Präsenz* — es wird damit mehr ausgesagt, als mit dem einfachen deutschen Wort „Gegenwart“, — ist ein weiteres Bemühen, der Wahrheit beizukommen, daß der Christ in einer sterbenden Welt, getrost in Hoffnung und angemessener Lebensweise, der Zukunft entgegengeht. Folglich liegt die Betonung auf der Initiative des auferstandenen Christus, der Verkündigung des Evangeliums, der zentrifugalen Be-

wegung bis ins Ende der *Oikumene* und den Enden der Zeit, mit dem Ziel, Nichtchristen hineinzuführen in das gemeinsame Leben in Christus ⁴⁴. „Bei der Evangelisierung der Welt geht es nicht an erster Stelle um Wort und Tat: es geht um Gegenwart — die Gegenwart des Volkes inmitten der Menschheit und die Gegenwart Gottes inmitten seines Volkes.“ ⁴⁵

Clarence Baumann macht darauf aufmerksam, daß unsere Täufernvorfahren im 16. Jahrhundert sich der Gegenwart des Herrn unter ihnen zutiefst bewußt waren und daß er ihre Augen so nach oben gerichtet hielt, daß sie ihr Mitwirken im Reiche Gottes, das zugleich gegenwärtig und zukünftig war, sahen.

Sie sahen den Jünger viel bedeutungsvoller beteiligt an dem, was der Meister tat, beteiligt zwar nach dem Geschehen, aber dennoch Schritt für Schritt beteiligt, beobachtender und ausübender Teilnehmer am Leben des Meisters. Die Betonung liegt daher nicht darauf, daß der Jünger etwas aus sich selber tut, sondern daß die Gegenwart und Gnade des Meisters den Jünger befähigt, bedeutungsvoll an des Meisters Leben und Werk teilzunehmen ⁴⁶.

Solche Beteiligung ist Dienst nicht allein an den physischen oder geistlichen Nöten des Lazarus, der immer vor unsrer Tür liegt, sondern ist Zeichen des Königreiches, das angefangen hat und das kommen wird. Als Christus in seiner Menschwerdung kam, begann er viele Dinge, die nach Vollendung verlangen.

Der Höhepunkt des Erlösungsdramas, welches sich binnen einiger Tage, in Kreuzigung, Auferstehung und Pfingsten vollzog, fordert auf zu einem endzeitlichen Denken ... der Christ schaut in zwei Richtungen, wie das Abendmahl versinnbildlicht: zurück auf das „vollendete Werk Christi“ und vorwärts auf das, was allein durch die Wiederkunft vollendet werden kann ⁴⁷.

Dem Nichtchristen ist die eschatologische Sicht des Dienstes naturgemäß purer Unsinn und viele edle Menschen, religiös wie humanistisch eingestellte, können eine solche Schau nicht teilen.

Ihr Pharisäer wartet auf das Reich Gottes und seid euch sicher, ihr werdet die ersten sein, es zu begrüßen und zu sagen, „Hier ist es“, wenn es kommt. Aber ihr irrt euch: nicht darin, daß ihr danach ausschaut, sondern in der Annahme, daß ihr meint, ihr werdet es erkennen, wenn es kommt. Und es ist gekommen und ist hier in eurer Mitte, und ihr habt nicht Augen, es zu sehen ⁴⁸.

Ein Merkmal des Christen des 20. Jahrhunderts nicht weniger als des Christen der Urgemeinde ist, daß er beides erkennt: daß das Reich Gottes da

ist, und daß er Bürger desselben ist mit dem Auftrag, „handelt, bis ich wiederkomme“ (Lukas 19, 13). So geht er seiner Tätigkeit nach, dient mit den Gaben, die ihm gegeben wurden, und trägt etwas von dem Ernst und der Größe, der Würde und dem Hauch der Ewigkeit in die Routine des Alltags hinein. Er weiß darum, daß sein Dienst beiträgt zur Vollendung des Sieges seines Herrn. „Und Er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

1 Handbook of the Mennonite Central Committee (Akron, Pa., 1969). Dieses Handbuch, zum Beispiel, braucht nie die Worte „Theologie des Dienstes“, dagegen kommen Ausdrücke wie „Betriebsphilosophie des MCC“ und „die Philosophie des MCC“ recht häufig vor.

2 A. a. O., S. 23.

3 John C. Wenger, „Mennonite Theological Stance“, Gospel Herald, LXII (April 8, 1969), S. 317.

4 J. A. Oosterbaan, A Legacy of Faith, ed. C. J. Dyck (Newton, Kansas, USA., 1962), S. 70.

5 Clarence Bauman, Christian Discipleship (Newton, Kansas, n. d.), S. 12.

6 J. D. Graber, The Church Apostolic (Scottsdale, Pa., 1960), S. 60.

7 Mit mir in persönlicher Unterhaltung in seinem Heim, kurz vor seinem Tod.

8 Willard M. Swartley, „What makes Service Christian?“ (Was macht den Dienst christlich?) Gospel Herald (March 19, 1969), S. 243.

9 Religion in Geschichte und Gegenwart, I, Sp. 1906 (2. Aufl., Tübingen 1927).

10 Alan Keith-Lucas, „The Art and Science of Helping“, The Christian Rural Fellowship Bulletin (New York, 1968), S. 2.

11 A. a. O., S. 2.

12 Jacob J. Enz, The Biblical Imperative for Discipleship (Newton, Kansas, USA. 1958).

13 A. a. O.

14 H. S. Bender, „The Anabaptist Vision“, MQR, XVIII (April 1944), S. 78—79.

15 J. D. Graber, S. 46.

16 Veronique Laufer, The Call to Service (Paris: CIMADE).

17 Donald Lloyd, „The Quietmouth American“, The Peace Corps Reader (Washington, D. C., 1968), 121.

18 Brief eines mennonitischen Mitarbeiters in Übersee.

19 Brief eines mennonitischen Mitarbeiters in Übersee.

20 Veronique Laufer.

21 Council of Mission Board Secretaries, (COMBS) „Tentative Statement“, October 15—16, 1964.

- 22 Urie Bender, *The Witness* (Scottsdale, Pa., 1965), S. 13.
- 23 Persönlicher Brief an Peter Dyck, 10. November 1969.
- 24 Leighton Ford, „The Church and Evangelism in a Day of Revolution,“ *Gospel Herald*, LXII (December 23, 1969), S. 1091.
- 25 A. a. O.
- 26 Robert L. Niklaus, editorial, *Congo Mission News*, Jan.—March 1969, S. 27.
- 27 W. A. Visser 't Hooft, *The Pressure of Our Common Calling* (London, 1959), S. 55.
- 28 Lewis B. Smeds, *The Reformed Journal*, zitiert von Martin E. Marty in *Context*, January 1, 1970, S. 3.
- 29 Visser 't Hooft, a. a. O., S. 54—55.
- 30 „When is Service Christian,“ *Canadian Mennonite*, May 14, 1968.
- 31 Frank H. Epp, *Your Neighbour as Yourself: A Study on Responsibility in Immigration* (Winnipeg, Manitoba, Canada, 1968), S. vii.
- 32 Renuka Mukerji Somascekahre, *Mission With Integrity in India* (New York, 1969), S. 39.
- 33 June and Glenn Esh, in einem Brief an Freunde, datiert 25. Januar 1952.
- 34 Fourth Annual Report, *Mennonite Christian Hospital*, Milun-Hualien, Taiwan (1957), S. 6.
- 35 Brief von Glenn Esh an Ruth Fisher (1951).
- 36 Ruth Fisher, *MCC Activity Report* (October 1951).
- 37 Allen Keith-Lucas, a. a. O., S. 3.
- 38 Nachstehende Missionsleitungen sind ebenfalls durch Missionare in Europa vertreten und üben ihre Tätigkeit entweder unabhängig oder in Zusammenarbeit mit europäischen Mennoniten aus: Mennonite Board of Missions and Charities, Eastern Mennonite Board of Missions and Charities, Conservative Mennonite Mission Board, Beachy Amish Mission, Virginia Mennonite Board of Missions and Charities, und Mennonite Brethren Board of Missions.
- 39 J. H. Yoder, „Historical Perspectives and Current Issues,“ paper read at the Europe Mission Study Conference, July 18—21, 1967, Bienenberg, S. 9.
- 40 MCC-COMBS meeting, May 26, 1967.
- 41 MCC Executive Committee Sitzung, 20 Januar, 1961, minute 11.
- 42 Wilbur R. Shenk, „Report of Bienenberg Study Conference,“ 18—20 July, 1967.
- 43 Werner Schnoor, „Christian Responsibility in Society“ (News Bureau, Lutheran Council in the USA, October 30, 1969), S. 3.
- 44 H. R. Weber, „Presence and Proclamation-Biblical Perspectives for the Mission of the Church“ (nicht gedruckt).
- 45 R. Martin-Archard, *A Light to the Nations* (Edinburgh, 1962), Zitiert von H. R. Weber, a. a. O.
- 47 Paul Erb, *The Alpha and the Omega* (Scottsdale, Pa., USA., 1955), S. 63.
- 48 Ebenda, Zitat auf S. 67 freie Wiedergabe von Lukas 17, 20—21 von A. G. Herbert in *The Throne of David* (London, 1941), S. 156.